

Jiří Slíva
Sigmund Freud schläft nie

Imago

Jiří Slíva

*Sigmund Freud
schläft nie*

Cartoons

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2014 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder
andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: © Jiří Slíva
Umschlaggestaltung & Layout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Druck: BELTZ Bad Langensalza GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2345-2

Warum wir lachen

Psychoanalytische, kulturwissenschaftliche und anthropologische Anmerkungen

Hans-Jürgen Wirth

Lächeln als Ausdruck der elementar sozialen Natur des Menschen

Das Lächeln gehört neben dem Schreien zu den ersten Lebensäußerungen des Säuglings. Rene Spitz (1965) hat als erster Psychoanalytiker das Lächeln systematisch beobachtet und experimentell untersucht. Er hat herausgefunden, dass die Lächelreaktion des Säuglings eine angeborene Reaktion ist, die spontan und zunächst ungerichtet auftritt. Das Lächeln hat die Funktion, das Interesse der Mutter auf sich zu ziehen. Wenn das Baby lächelt, wendet sich ihm der Erwachsene – fast automatisch – freundlich und liebevoll zu. Die Säuglingsforschung hat sich intensiv mit dem Dialog zwischen Mutter und Kind beschäftigt und gezeigt, dass »insbesondere der emotionale Gesichtsausdruck der Mutter der mit Abstand wirksamste visuelle Stimulus in der Umgebung des Säuglings« (Schore, 2003, S. 31) ist. Heute weiß man, dass Heinz Kohuts Formulierung vom »Glanz im Auge der Mutter«, aus dem sich das Selbstgefühl des Säuglings aufbaue, mehr als eine Metapher ist (ebd., S. 32). Übrigens erwähnt schon Charles Darwin (1872, S. 217) das »Erglänzen der Augen« im Zusammenhang mit der lächelnden Hinwendung der Mutter zu ihrem Kind. Die Augen der

Mutter, insbesondere ihre Pupillen, werden zum Fokus der Aufmerksamkeit des Kindes. Wie Studien belegen, weiten sich die Pupillen der Mutter, wenn sie sich dem Baby zuwendet, eine Reaktion, die mit positiven Emotionen der Freude und des Interesses einhergeht. Der Säugling reagiert darauf in der Regel ebenfalls mit einer Weitung seiner Pupillen – und mit einem Lächeln. Dieses wechselseitige affektive Spiegeln, dieses Sich-aufeinander-Einlassen dauert so lange an, bis die affektive Erregung des Säuglings einen Höhepunkt erreicht hat, bei dem es breit lächelt. Direkt danach wendet er seinen Blick ab, um die intensive emotionale Erregung zu regulieren (Schore, 2003, S. 32). Eine gut auf ihr Baby eingestimmte Mutter wird seinem Beispiel folgen und sich zurücknehmen, um dem Baby eine Affektregulation zu ermöglichen. Nach einer Weile beginnt dieses Spiel, dieser Tanz von Neuem.

Offenbar entspringt das Lächeln des Säuglings einer Position der Hilflosigkeit, Schwäche und Abhängigkeit. Lächeln ist der Versuch, den anderen freundlich zu stimmen. Der Lächelnde hofft durch freundliches Entgegenkommen, den anderen zu einer ebensolchen

Haltung zu motivieren. Gleichzeitig ist das Lächeln Ausdruck einer inneren Gestimmtheit, die man als Freude, Zufriedenheit, Verbundenheit, Liebe und Glück bezeichnen kann.

Sigmund Freuds Schüler und Mitarbeiter Otto Rank (1924) hat mit seiner These vom »Trauma der Geburt« darauf aufmerksam gemacht, dass der Mensch eine Frühgeburt und deshalb extrem auf die Fürsorge, Liebe und Zuwendung der ersten Pflegeperson angewiesen ist. Die extreme Abhängigkeit des Menschen von den Mitmenschen, seine durch und durch soziale Konstitution ist sein zentrales Charakteristikum. Das Anlächeln des Mitmenschen spielt unser ganzes Leben lang eine bedeutende Rolle. Wir bleiben zeitlebens auf die freundliche Akzeptanz und Zuwendung unserer Mitmenschen angewiesen. Lächeln ist Ausdruck für das Bedürfnis, dem anderen Sympathie und wechselseitige Verbundenheit entgegenzubringen, und den Wunsch, das Gleiche zu empfangen.

Im Laufe der Evolution des Menschen hat die Verhaltenssteuerung über die Instinkte enorm abgenommen. Der Soziologe und Philosoph Arnold Gehlen (1963) bezeichnet den Menschen deshalb als »Mängelwesen«, das »in keine spezielle Umwelt instinktsicher eingepaßt« (Safranski, 1994, S. 185) ist. Was dem Menschen an Instinktsteuerung fehlt, muss er durch andere Mechanismen ersetzen. Nach Gehlen haben die gesellschaftlichen Institutionen diese Steuerung übernommen. Ich möchte Gehlens Konzept dahingehend erweitern, dass es die Sprache, die kulturellen Systeme und die Gesellschaft insgesamt sind, die die äußere Verhaltenssteuerung übernehmen. Aus einer etwas anderen Perspektive könnte man aber auch sagen, dass der Mensch sich seine eigene Umwelt, gleichsam seine eigene ökologische Nische geschaffen hat, nämlich die menschliche Kultur. Die Umwelt des Menschen, an die er sich anpassen und mit der er zurechtkommen muss,

ist also nicht in erster Linie die äußere Natur, also das Klima, die Geografie usw., sondern die Gesellschaft, die Kultur und die unmittelbaren Mitmenschen. Zur Orientierung in dieser mitmenschlichen Umwelt hat die Evolution ein spezielles Instrumentarium geschaffen: Erstens als entwicklungsgeschichtlich relativ neue Errungenschaft die Intelligenz und zweitens – noch viel einflussreicher – die Gefühle. Letztere sind entwicklungsgeschichtlich deutlich älter. Die Differenziertheit und Komplexität der inneren Gefühlswelt unterscheidet den Menschen grundlegend vom Tier. Die Gefühle sind der neurobiologische Ersatz für die Instinkte und ermöglichen die Orientierung in der mitmenschlichen und kulturellen Umwelt, die sich der Mensch selbst immer wieder neu erschaffen muss.

Der Mensch teilt seine Gefühle anderen vor allem durch die Mimik, aber auch durch Gestik, Körperhaltung, Tönung und Lautstärke der Stimme sowie viele weitere nonverbale Signale mit, und schließlich auch über die Sprache. Im Laufe der Evolution hat der Mensch ein spezielles Sensorium, ein sehr feines Gespür für die Emotionen anderer Menschen entwickelt, und zwar, indem er seine eigenen Gefühlsreaktionen registriert. Dies geschieht zum allergrößten Teil unbewusst. Die Psychoanalyse hat dafür den Begriff der Gegenübertragung geprägt, aber dieses Phänomen spielt nicht nur in therapeutischen Zusammenhängen, in denen es entdeckt wurde, eine Rolle, sondern ist ein zentraler Steuerungsprozess in unser aller Leben. Der Mensch beobachtet aber nicht nur das Verhalten, die Mimik und die sonstigen Gefühlsausdrucksweisen seiner Mitmenschen, sondern er versucht auch, sich eine Vorstellung davon zu machen, was der andere weiß, denkt, fühlt und wünscht und was er dementsprechend als nächstes tun wird. Diese Fähigkeit, sich in den anderen hineinzusetzen und seine Emotionen zu lesen, nennt man »Theory of Mind«. Unsere eigenen